Nr. 455. 37. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, 7. September 1908.

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Ballettpolitik.

T. W. Das assyrische Ballett „Sardanapal“ ist — nach allem, was man darüber hört und liest — so langweilig, daß jeder, der geduldig bis zum Ende ausharrt, den Kronenorden dritter Klasse verdient. Wenn man, fern vom Opernplatz, die schöngeformten Wellen des Kattegats tanzen sieht, vernimmt man diese Kunde mit Gemütsruhe, und auch sonst ist ja im Grunde kein unbeteiligter Mensch verpflichtet, sich das neueste Kunstwunder anzuschau'n. Balletts im Stile des „Sardanapal“ waren üblich am Hofe Ludwig des Vierzehnten, wo unter dem Einfluß der preziös mythologisierenden Romanliteratur sehr viel alte Götter- und Heldengeschichten getanzt wurde. Aber Ludwig der Vierzehnte tanzte und mimte in diesen Balletts persönlich mit, und dadurch gewannen sie einen Reiz, den die heutigen leider entbehren müssen.

In demselben Augenblick, wo ein großer Aufwand zu Ehren Sardanapals verlan wurde, fühlte sich Fürst Bülow verpflichtet, zu Ehren Muley Hafids ein Tänzchen zu wagen. Gestärkt durch die Salzluft Norderneys spürt er einen unzähmbaren Tatendrang, und so hat er den Mächten vorgeschlagen, Muley Hafid schon heute anzuerkennen. Wir alle wissen, daß Fürst Bülow, in der inneren Politik wie in der äußeren, strenge Folgerichtigkeit verabscheut, und daß er der Mann einer hin- und hertänzelnden Balletpolitik ist und bleiben wird. Wenn er einmal drei Schritte nach vorwärts getan hat, springt er gleich darauf sieben Schritte zurück, und jedesmal zerstört die folgende Minute, was die vorige Gutes und Brauchbares gebracht hatte. Fast nirgends hat diese planlose Tänzelei sich so deutlich gezeigt und so viel Schaden angerichtet wie in der Marokko-Politik. Diese ganze Politik ist nichts als eine Reihe wirrer und zusammenhangloser Seitensprünge.

Eben hatte, ohne Zutun der deutschen Diplomatie, der internationale Horizont sich etwas aufgeklärt, eben hatte Clemenceaus Taktik durch den Sieg Muley Hafids eine unverkennbare Schlappe erlitten, und eben hatte die friedliche Straßburger Rede des Kaisers ein friedliches und angenehmes Echo erweckt, als der große Badegast von Norderney die Welt mit einem Rundschreiben überraschte. Bismarck hätte den Diplomaten unsanft angehaucht, der für die dynastischen Interessen Marokkos unsere wahren politischen Interessen hätte aufs Spiel setzen wollen, und er hätte den Einfall, hier die Initiative zu ergreifen, für einen Knabenstreich erklärt. Was geht es uns an, ob Muley Hafid oder Abdul Afis in Fez regiert, wenn nur die Verträge, die unsere Handelsfreiheit verbürgen, gewissenhaft respektiert werden? Ist man bei uns naiv genug, auf die Dankbarkeit Muley Hafids zu zählen, und hat man nicht aus der „Dankbarkeit“ des einst ähnlich umworbenen Abdul Afis gelernt? Wie — nachdem die deutsche Regierung den Algeciras-Vertrag durchaus gewollt, nachdem sie, töricht genug, um dieses Vertrages willen auf alle vorteilhaftesten Einzelverträge verzichtet und uns fast sämtliche Großmächte auf den Hals gehetzt, verlangt gerade sie die sofortige Anerkennung Muley Hafids, bevor dieser Marokkaner dem Vertrage noch zugestimmt? Die Mächte, deren peinliche Empfindungen in der Presse sich widerspiegeln, werden schwerlich sehr schnell bereit sein, unserer Einladung zu folgen. Und Clemenceau, eben noch arg verstimmt und magenleidend, lacht sich, einen diplomatischen Erfolg erspähend, ins Fäustchen.

Man könnte, trotz früherer Erfahrungen, über diesen falschen Schachzug des Fürsten Bülow erstaunt sein, wenn man nicht wüßte, wie sehr die Schritte dieses Reichskanzlers von der Musik, oder doch von gewissen Musikanten, dirigiert werden. Seit Monaten rasseln die deutschen Chauvinistenblätter, rasseln selbst einige „liberale“ Organe kontus und gedankenlos zu Gunsten Muley Hafids mit dem Säbel, und Fürst Bülow, der sonst nur tänzelt, tanzt nach der Pfeife der nationalistischen Scharfmacher. Das deutsche Publikum, politischen Ueberlegungen meist abgeneigt, spricht neugierig über die Kosten des assyrischen Sardanapal-Balletts, aber es täte besser, einmal nachzurechnen, was uns das marokkanische Spektakelstück schon gekostet hat. Gern, mit großem Vergnügen, wollen wir — wenn auch nur aus der Ferne — zusehen, wie auf der Bühne des königlichen Opernhauses eine neue Ballettkunst sich entfaltet. Weit bedenklicher ist es, wenn auf der großen Weltbühne unsere Politik ihre planlosen und kunstwidrigen Sprünge macht.

Hornbäck, Dänemark.

Ein Gibraltar im Pacific.

(Telegramm unseres Spezialkorrespondenten.)

L. London, 6. September.

Die Kriegsverwaltung der Vereinigten Staaten plant, wie aus Washington gemeldet wird, die Errichtung großartiger Festungsanlagen auf der **hawaiischen Insel Oahu,** wo die Häfen Pearl und Honolulu zu außerordentlich starken Bollwerken der amerikanischen Macht im Stillen Ozean ausgestaltet werden sollen. Die Ausführung dieses Projektes bedeutet die Vervollständigung der enormen Verteidigungswerke, die Amerika gegenwärtig in Manila errichtet und für die in diesem Jahre eine Ausgabe von 6½ Millionen Dollars vorgesehen ist. Oahu wird als der Schlüssel zum mittleren Pacific betrachtet. und die amerikanischen militärischen und technischen Sachverständigen glauben, daß die auf der Insel anzulegenden Festungswerke die Position der Vereinigten Staaten im Osten zu einer unüberwindlichen machen werden, da durch sie die Gefahren und Unbequemlichkeiten der weiten Seefahrt nach den Philippinen so gut wie vollständig beseitigt werden.

Der Hafen **Pearl,** der im Mittelpunkte des Projektes steht, liegt 2000 Meilen westlich von San Francisco und zehn Meilen östlich von Honolulu. Seine verhältnismäßig geringe Entfernung von der kalifornischen Küste — gering, wenn man sie mit der Entfernung von Japan vergleicht — wird als ein weiterer Vorteil des Projekts betrachtet, da sie den Transport von Verstärkungen aus der Heimat erleichtert. Die Verteidigungswerke werden sich von der Einfahrt in den Hafen zwölf Meilen weit bis Waikiki bei Honolulu ausdehnen. In der Hafeneinfahrt selbst ist die Errichtung starker Forts geplant, die mit zwölfzölligen Mörsern, zwölf- und vierzehnzölligen Kanonen und vielen Geschützen kleineren Kalibers armiert werden sollen.

Pearl ist einer der besten Häfen der Welt. Da sich der Hafen beinahe fünf Meilen in das Land hinein erstreckt, so kann er alle amerikanischen Schiffe, die er aufnimmt, für den Feind vollständig unsichtbar machen. Die räumliche Ausdehnung der Festungsanlagen gestattet die Unterbringung einer Garnison von 15,000 Mann, bestehend aus Infanterie und Feldartillerie, sowie die Errichtung von Kohlenlagern, Reparaturwerkstätten und Trockendocks und die Aufstapelung riesiger Nahrungsmittelvorräte.

Die Errichtung dieses pazifischen Gibraltars ist die schärfste und konsequenteste Maßregel, die die nordamerikanische Union bisher ergriffen hat, um ihre **Suprematie im fernen Osten** zu begründen. Mit dem Panama-Kanal, den unennehmbaren Flottenhafen in der hawaiischen Inselgruppe und auf den Philippinen und einer starken pazifischen Flotte glaubt die amerikanische Regierung imstande zu sein, Japan und jeder anderen Macht entgegentreten zu können. Die schlimme Finanzlage, in der sich Japan gegenwärtig befindet, wird als ein die Durchführung des Projekts ganz besonders begünstigendes Moment angesehen, da sie eine Störung der Bauarbeiten als ausgeschlossen erscheinen läßt.

Freiherr v. Stengel über die Reichsfinanzreform.

(Von unserem Sonderberichterstatter.)

□ **Immenstadt,** 4. September.

Im frischgrünen Algäu, da, wo die Bahnstrecke Kempten-Lindau sich vom Flußlaufe der Iller nach Westen abwendet, während südwärts eine Nebenstrecke nach Oberstdorf führt, — da liegt im Kranze tannenbewachsener Berge und üppiger Matten das freundliche Städtlein Immenstadt, 732 Meter über dem Spiegel der Nordsee. „Immen, Fisch' und Linden ist allhier zu finden“ — so sagt ein alter Spruch unter dem Stadtwappen, das im rechten Felde einen Lindenzweig, im linken einen Weißfisch (Aland) und in einer älteren Form vom Jahre 1475 darüber auch noch einen Bienenkorb aufweist, zum Zeichen davon, daß die Bienenzucht, die noch vor einem Jahrhundert in der Gegend blühte, dem Orte den Namen Immendorf gegeben hat, den die Grafen von Montfort 1396 in Immenstadt umwandelten. Der Sitz der bayerischen Behörden ist das am Marktplatz gelegene ehemalige Schloß der Grafen zu Rothenfels, deren Bilder im großen Rathaussaale zu sehen sind. Die moderne Bureaukratie, die sich im Rothenfelsschen Grafenschlosse einnistete, als das Gebiet der Grafschaft 1806 mit Bayern vereinigt wurde, hat die mit interessanten Malereien und prachtvollen Stukkaturarbeiten gezierten hohen Säle durch Zwischendecken in niedrige Dienst- und Wohnräume verwandelt.

Unweit von diesem Städtchen hat **Freiherr v. Stengel,** der verdienstvolle Vorgänger des Reichssäckelwarts Sydow, sein Tusculum aufgeschlagen. Er hat sich der auch im Algäu zu konstatierenden Flucht der Sommerfrischler vor der allzu großen „Frische“ und Nässe dieses Spätsommers nicht angeschlossen, sondern wird erst Anfang Oktober nach München in sein neues Heim übersiedeln. Wem es vergönnt war, den reizenden Sommersitz in Bühl bei Immenstadt kennen zu lernen, der begreift, daß man keine Eile hat, ein so prächtiges Nest mit der Großstadtwohnung zu vertauschen. Westlich von Immenstadt führt die Straße nach Bühl hinaus; muntere Bergwässer rauschen von den Hängen ins Tal herunter; freundliches Bergvolk begegnet einem, und der tiefe Ton der Kuhglocken zeigt an, wo rechts und links auf den Almwiesen die Herden des berühmten hell- und dunkelgrauen oder graubraunen Algäuer Viehes ihr würziges Futter suchen. Rechts unten liegt vor Bühl der kleine Vordersee, weiter westlich hinter dem Orte beginnt der größere Alpsee, um dessen nördliches Ufer die Bahn nach Lindau herumbiegt. Und auf dem schönsten Flecke von Bühl steht das von dem früheren Reichsschatzsekretär bewohnt, das durch königliche Gunst reich genug ausgestattet ist, um sich nur in den Dienst der Musen zu stellen. Damals, im kleinen Weimar, in der Gebundenheit dieser engen Verhältnisse, mußte ich dem Publiko, wie sehr ich es auch verachtete und ihm meine Verachtung auch deutlich demonstrierte, doch oft vorsetzen, was seinem Gaumen schmeckte. Von Herrn Kotzebue habe ich an die neunzig Stücke spielen müssen. Aber schließlich suchte ich diese Menge doch zu determinieren, und selbst gegenüber meinem teuren Herzog Karl August habe ich immer nach meinem eigenen Ermessen und wohlgeprüften Kunstgefühl gehandelt. Und nun, wie köstlich muß es erst sein, hier bei Euch in Berlin im Weiten und ins Weite zu wirken und dem Schönen, und nur dem Schönen zu huldigen!“

Feurig ergriff Goethe nach diesen Worten die Hand des Herrn v. Hülsen, als ließe sich die Sache mit einem einzigen Händedruck besiegeln. Der Generalintendant aber schien ein wenig verlegen. Er zog seine Finger behutsam zurück, räusperte sich und sagte:

„Ich brauche Eurer Exzellenz gewiß nicht zu sagen, mit welcher Begeisterung ich Ihre Kandidatur persönlich und prinzipiell begrüßen würde. Das königliche Schauspielhaus unter der Leitung eines Goethe — ein Goethe als ein mir direkt nachgeordneter Beamter in Diensten Seiner Majestät: ich weiß wohl, daß damit auf mich selbst ein Strahl von dem Glanze zurückfiele, der Eurer Exzellenz Haupt für alle Ewigkeit umkränzt. Aber die kollegiale Pflicht gebietet mir, Ihnen zu sagen, daß wir hier denn doch ebenfalls eine gewisse Reserve bewahren müssen. Das Schauspielhaus wird viel von Gardeoffizieren besucht, deren Tugend im Interesse der Landesverteidigung nicht durch die Erörterung gewisser Probleme erschüttert werden darf. Und kennen Sie die Hofdame Gräfin Viktoria v. Angthausen? Jedesmal, ehe sie mit der siebzehnjährigen Komtesse das Schauspielhaus besucht, fragt sie an, ob das Stück auch einwandfrei sei, und neulich hat sie die „Tell“-Aufführung verlassen, weil sie sich durch die nackten Felsen in der hohlen Gasse geniert fühlte. Ja, meine hochverehrte Exzellenz, wir dürfen uns nicht zu sehr herauswagen, und unsere Hauptansicht muß immer die Rücksicht bleiben. Würden Sie den Kampf mit diesen Mächten, die uns mit einem Winke ihrer Hand vom Platze fegen können, aufnehmen wollen?“

Unter Goethes Stirn loderte es. „Ich will's!“ rief er. „Ich habe ja wohl ein leidliches Maß von Autorität gewonnen, und ich will sie in den Kampf werfen. Geben Sie mir die Stelle! Ich fordere sie!“

Herr v. Hülsen machte ein verzweifeltes Gesicht. Sein Blick irrte wie hilfesuchend zu seinem Geheimrat Winter, dann zu

Die Kandidaten.

Von [Nachdruck verboten].

Fritz Engel.

Georg v. Hülsen war müde. Er stand nun schon den dritten Abend in der schweißtreibenden Uniform hinter dem Stuhl Seiner Majestät, steif aufgerichtet und den langen Kammerherrnstab auf den Boden gestemmt. Dazu die assyrischen Dinge dort unten auf der Bühne. Er hatte sich Monate hindurch mit den Proben und Vorarbeiten beschäftigen müssen und manchen Aerger gehabt, wenn die Tänzer und Figuranten nicht so geschickt sardanapalisch eindrehen wollten, wie ihnen das als gehorsamen Hofdarstellern im Blute liegen mußte. Und im Grunde langweilten ihn diese Sachen. Wenn es noch gegolten hätte, einen friderizianischen Parademarsch, eine preußische Attacke einzustudieren — das hätte ihm als Mann der Felddienstordnung, dieser segensreichen Himmelstochter, ganz anderes Vergnügen bereitet. Aber diese ollen Kamellen! Und immer dabei auf den Professor hören, der natürlich alles besser wußte . . .

Während er so dastand, merkte er kaum, daß sein Kinn auf die Brust sank, und daß alles, was er sah: der Hof, die Bühne, das Orchester, das Publikum, vor seinem Auge in einer flimmernden Wolke zusammenlief. Ihm war mit einem Male, als säße er in seinem schönen schweren Eichenstuhl im Bureau der Generalintendantur — Gott sei Dank, da darf er sich setzen und braucht nicht zu stehen. Der Wohlgeruch seiner echten Sultanzigarette strich ihm um die Nase.

* * *

„Verzeihung, Exzellenz,“ hörte er seinen getreuen Winter sagen, „Verzeihung, wenn ich im Nachdenken störe. Aber obwohl Exzellenz sich dahin verlautbart haben, daß es überflüssig erscheine, nach dem von Euer Exzellenz so ungemein beklagten Fortgang des Herrn Barnay den Posten des Schauspielhausdirektors in nächster Zeit neu zu besetzen, ist doch das Vorzimmer täglich mit Bewerbern überfüllt.“

„Na, meinswegen!“ sagte Georg v. Hülsen, „lassen Sie mir mal ein paar von den Kerls herein! Ansehʼn kostʼ nischt!“

Winter verschwand, und der Mann in auffallend altmodischer Kleidung, den er nun vor sich her in das Kabinett des Generalintendanten schob, war unverkennbar ein Schauspieler. Das glattrasierte Gesicht, eine starke richtige „Künstlernase“ und besonders dieser scharf modellierte, vom vielen betonten Sprechen ausgeweitete Mund ließen keinen Zweifel darüber aufkommen.

„Mein Name ist . . .“ sagte er mit einer Stimme, der man den Franz Moor hätte anvertrauen wollen.

„Tut vorerst nichts zur Sache,“ unterbrach ihn Hülsen. „Bitte kurz: Antezedenzien — Begründung des Gesuches — Schluß!“

„Ich war lange Jahre hindurch in Mannheim tätig und darf mich rühmen, dort zuerst das Jugendwerk eines Unbekannten, der danach viel von sich reden machte, aufgeführt zu haben. Und als ich dann später zur Leitung eines Hoftheaters berufen wurde — Exzellenz scheinen Namen nicht zu lieben, sonst würde ich es nennen — da war es eine meiner Hauptsorgen, die Arbeiten dieses genialen Revolutionärs weiter zu pflegen. Ich darf mich rühmen, am Thron der Unsterblichkeit, den Schiller errungen, redlich mitgezimmert zu haben, und neben diesem Verdienst schätze ich meine anderen weit geringer. Aber ich will wenigstens erwähnen, daß ich als Erster auch gewagt habe, den Hamlet wort- und sinngetreu zu spielen. Verleihen Sie mir die freie Stelle, Exzellenz! Es wird, wie ehedem, dichterische Genies in deutschen Landen geben. Ich will sie suchen gehen und werde sie aufspüren. Ich will die Jugend, den Most, alles was keimt und Sonne braucht, um zu blühen, finden und in Ihr Haus führen. Das Zukünftige, just, wenn es sich recht wild gebärdet, soll einen Gärtner in mir finden . . .“

„Danke sehr! Hat mich sehr gefreut!“ sagte Hülsen, und zu Winter gekehrt, fuhr er fort: „Bitte den nächsten!“

Aber Iffland, der ehemalige Direktor des königlichen Schauspielhauses in Berlin, warf dem Generalintendanten einen seiner giftigsten Franz Moor-Blicke zu, ehe er ging.

* * *

In der Tür grüßte Iffland noch tief den hochragenden Herrn, der soeben eintrat.

Vor allem war es das wundervolle Auge unter der gewaltigen Stirn, das jeden sofort für diesen Mann gewinnen mußte. Mit einer königlichen Gebärde trat er auf Herrn v. Hülsen zu und überreichte ihm seine Visitenkarte.

„Ah, auch Exzellenz!“ sagte der Generalintendant. „Wollen Exzellenz nicht Platz nehmen?“

Geheimrat Winter schob ehrfurchtsvoll einen Stuhl herbei, und der Fremde sagte: „Ich habe fünfunddreißig Jahre lang an den der Fremde sagte: „Ich habe fünfunddreißig Jahre lang an den Theaterdingen in Weimar tätigen Anteil genommen, und ich hätte wohl Lust, obschon ich auch gern botanisiere und gelegentlich Verse schreibe, mich noch einmal dieser bunten Welt zu erfreuen. Es will mir herrlich scheinen, an einem Institut bestimmend zu